

(Nachdruck verboten.)

69]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

„Werden wir's einmal weiter bringen, meinst Du?“ fragte Philipp auf dem Nachhausewege.

„Warum nicht? Du sicher! Du siehst ja wieder ganz wie ein Bourgeois aus. Ich? Wenn wir noch ein Weilchen zusammen bleiben — komm auch ich weiter. Nicht hoch, dazu eigne ich mich nicht, aber aus dem Untersten heraus. Sind wir beide das nicht schon — wenn wir die anderen ansehen?“

Philipp nickte nur und lächelte.

„Was ich immer noch fürchte,“ sagte Pierre, „das ist, daß mir so ein Weib quer kommen könnte!“

„Das hängt dann von Dir ab.“

„Ja, ich weiß — aber da hat einer gut reden!“

„Denkst Du an eine?“

„Nein! — Und Du? Denkst Du an die Bepa?“

„Nein — nein, gar nicht!“

Sie besitzt schon eine Villa — nahe beim Place de l'Alma. Und sie tanzt, wenn sie will — und wenn sie nicht will, tanzt sie nicht. Sie fährt im Automobil aus und spielt Ball mit allen, die ihr zu Füßen liegen. Weißt Du, wenn wir am 14. Juli zu Maxims gingen — hättest Du Mut?“

„Nein!“ antwortete Philipp sehr bestimmt.

Zu Hause fanden sie einen Bettel vor. Philipp wurde in die Rue des Abbesses gebeten. Er machte sich zugleich auf und ging. Er fand einen Zeitungsverkäufer, den er aus dem „Flotten Hafen“ kannte. Er war im Streit gestochen worden. Philipp untersuchte ihn. Die Wunde war schmerzhaft, aber nicht gefährlich. Er ging und holte sich Verbandzeug. Dann wusch er die Wunde aus und verband sie. Es war schon grauer Morgen, als er sich zum Weggehen anschickte.

„Es war wegen der Schwester vom Pierre,“ sagte der Dursche. „Sagen Sie nichts, Doktor, sie ist falsch wie eine Schlange. Ich werde mich an ihr rächen, wenn ich geheilt bin.“

Philipp ging. Die Sache erschütterte ihn nicht. Diese Leute konnten ja nicht leben ohne das.

Pierre schlief, und er weckte ihn nicht. Bald schlief auch Philipp in den wachsenden Tag hinein, fest und friedlich. Das Leben war doch gut — wenn man es gut machte.

15.

Philipp hatte an Weif geschrieben, daß er die nächste Zeit für die Welt verloren sein möchte. Selbst ihm könne er nicht sagen, wie er lebe. Aber er mache alle Bitterkeit und alle Hoffnung des Wanderers durch, der vom Wege geraten sei und nun suchen müsse, wie er wieder an den klaren Tag und ins freie Feld käme. Vielleicht sei er lächerlich, vielleicht sei er zu bedauern, vielleicht auch zu beneiden. Er wisse, es läge keine Norm in dem, wie ihm das Leben und sein Irren geraten sei — einem anderen wäre es wohl anders geraten. Es müsse jeder auf seine Art ringen und mit seinen Zufällen, die er herbeischwöre, sich abfinden. Es käme bei jedem Menschen auf seine Wahrheit an. Aber er wolle nicht philosophieren. Die Philosophiererei habe noch keinen weiter gebracht, und er habe an sich selbst erfahren, daß es besser sei, sich viel zu verschweigen, statt sich viel auszusprechen. Wir lebten alle in einem moralischen Maulheldentum, aber es käme ja weder auf die Moral, noch auf ihre Sprüche an, und was dann noch vom Heldentum übrig bleibe, das sei sehr wenig, das sei sogar meist lächerlich. Und dabei denke er gar nicht an die Philister und „guten Freunde“ im Hessenlande, er denke auch an die Leute, die ein bißchen mehr draußen in der Welt stünden. Kaum einer, der seinen eigenen Rock und sein eigenes Gesicht trüge; fremde, geborgte Kostüme hätten alle und falsche Masken. Und das, glaube er, habe er von sich ferngehalten. Er habe es mit dem Leben gehalten, so wie's das Leben mit ihm gehalten habe, genau so und kein bißchen anders, wie's seine eigene Art gewesen wäre. Ein

anderer hätte es wohl anders gemacht. Er habe es so gemacht — man möge ihn verdammen.

Er erinnere sich der Unkrautrede, die Weif ihm einmal gehalten habe. Und seines langen Briefes kurzer Sinn sei der, daß er jetzt Unkraut sei. Das könne er ihm aber sagen: es sei so leicht nicht, mit Bewußtsein Unkraut zu sein. Er, Weif, sei es wohl nie gewesen, sonst hätte er nicht so gut darüber philosophieren können.

Damit schloß Philipp seinen Brief. Seine Adresse gab er „postlagernd“ an. Es fiel ihm dabei ein, wieviel er noch zu erzählen hätte, wenn er nur einmal zu erzählen anfangen wollte. Er vernüfft es sich. Er hatte die geschlossenen Lippen lieben gelernt.

Wenn er von seinem Leben und seinen Erfahrungen als Armendoktor erzählen wollte! Wenn er es aufschrieb! Man hatte ihm seinerzeit die „Polizeischlacht“ zurückgeschickt — er wollte sich nicht vor einem Redakteur prostituieren, um schließlich eine Zurückweisung dafür zu erhalten, an der er wochenlang leiden würde. Denn er könnte es nun einmal nicht anders, es würde ein Bekenntnis werden, wenn er es aufschrieb. Aber ehe er den Mut gewann, das einem Redakteur vorzulegen, mußte er erst den rechten Mann dafür finden. Er war zu feusch und scheu, es jedem Fremden zu tun.

So saß er vor seinem Briefe und sann nach.

Ob er jetzt so weit wäre, poste restante, bureau des postes No. 96 an Melanie zu schreiben? O ja, er könnte es jetzt. Aber dann würde sie die Hand nach ihm ausstrecken und ihm in die Höhe helfen wollen. Nein, das nicht! Er wollte allein bleiben. Sie war ihm ja doch an der Seite. Sie war es ja doch, die ihn anfeuernte und ihm Kraft und Ausdauer und Energie gab. Er wollte sich's ja tausendmal selbst ableugnen. Weil sein Blut so ruhig war. Aber es half nicht. Das Land seines Zieles war von ihrer Anwesenheit erfüllt, wie die Felder von der Reife des Sommers im Juli. Pierre kam.

„Träumst Du?“ fragte er und grinste mit seinem breiten Gesicht.

„Ja, ich träume!“

„Von Deiner Heimat?“

„Von mir selber!“

Pierre warf sich aufs Bett.

„Weißt Du was, Doktor, mir ist, wir werden nicht mehr lange beisammen sein,“ begann Pierre.

„Wieso? Warum meinst Du?“

„Es ist mir so. Es ist ja auch nicht das Richtige, Du und ich. Ich bin ein Mensch der Gasse, ich stamme von ganz unten und bleibe ganz unten. Ich bin ein Proletarier. Das bist Du nicht. Du bist nur zufällig hier unten.“

Philipp lachte.

„Wenn ich weniger an mich denken könnte, würde ich Dir helfen. Ich könnte Dir alles geben, was ich verdiene. Ich könnte nämlich betteln — das kannst Du immer noch nicht.“

„Das kann ich nicht?“

„Oder wenn Du es könntest — Du müßtest Dir eine Rosette der Ehrenlegion ins Knopfloch stecken. Das brauche ich nicht. Und weißt Du, noch etwas: ich könnte auch nehmen, wenn ich nichts bekäme. Das könntest Du auch nicht!“

„Ob ich das nicht könnte?“

Pierre hörte nicht auf die Frage.

„Weißt Du, daß ich es schon getan habe — ziemlich spät. Ich bin nicht dafür bestraft worden, weil sie mich nicht erwischte haben. Aber Strafe — was mir dann noch an der Strafe gelegen hätte! Bis man es tut! Da hat man das Schwerste hinter sich! Aber davon weiß so ein feiger Blechkopf nichts — er arretiert nur.“

„Und könntest Du auch morden?“

„Wenn ich leben müßte! Aber ich habe mich immer davon zurückgehalten. Es ging auch so. Und dann wurde ja mit Dir alles anders. Weißt Du, ich kann jetzt arbeiten. Nur die Strafe brauche ich noch. Von der Strafe geh ich nicht weg. Ich hab's oft gesehen: Du schämst Dich auf der

Die familie Krage.

Von Johann Stjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Heide.

Erine Knaf stand da und beschäftigte sich mit dem Kinde, bis der Pastor ein Zeichen machte und fragte, wie es heißen solle. Sie antwortete ängstlich, sich augenscheinlich große Mühe gebend, daß kein Fehler begangen werde, soweit es in ihrer Macht stand.

„Anders Nielsen!“ — — sagte der Pastor mit lauter Stimme und tauchte die Hand ins Wasser.

Es zitterte um des alten Anders Mund, und er flocht die steifen Finger fester ineinander. In den zwei großen Augenbliden seines Lebens, Konfirmation und Hochzeit, war dieser Name mit demselben feierlichen Klang genannt worden. Es war ihm, als rufe eine übermenschliche Stimme von ganz oben her nach seiner Seele, als dringe sie durch viele dumpfe Schichten hindurch, die dazwischen lagen.

„Ich taufe Dich! . . .“ Die beiden jungen Leute standen mit gefalteten Händen und sahen mit gläubigen Augen der heiligen Handlung zu —, die gleichsam einen unsichtbaren Strahlenkranz um das Haupt ihres kleinen Kindes wob.

Und das Kind lag mit blauem, verzerrtem Antlitz da und schrie unaufhaltsam.

Am Spätnachmittag kam Jürgen hinaus in den Stall und erzählte Anders, daß der kleine Anders nun schlafe.

„Lut er das!“ Es war nicht zu sehen in der Dämmerung, aber man hörte es der Stimme an, daß der Alte dabei lächelte.

Als er ins Haus hineinkam, drückte er leise die Tür auf und schlich vorsichtig über die Diele mit seinen großen, eisenbeschlagenen Holzschuhen.

„Schläft Klein-Anders noch immer?“ flüsterte er Aesten zu, die leise an ihm vorüberging. Sie nickte mit lächelndem Munde.

Alle sahen sich fröhlich an. Die blaue Wiege war der Mittelpunkt, von dem zündende Strahlen ausgingen, die Augen der Alten und der Jungen zu erhellen.

Und während der Sturm den Schnee an die Fenster Scheiben peitschte, lagen alle Hausbewohner und lauschten in der dunklen Winternacht den leisen Atemzügen des Kindes.

VII.

Wenn Jürgen nun auch einen Sohn hatte, so fehlte ihm nichtsdestoweniger ein eigenes Heim, ein Fleckchen Erde, wo er und die Seinen Wurzel fassen und wo er seine Art und seine Anschauungen durchsetzen konnte.

Der Gedanke daran beschäftigte ihn während der verschiedenen Arbeiten im Laufe des Tages und verließ ihn auch dann nicht, wenn er nachts schlaflos dalag.

Oft schon hatte er Anders gegenüber schon Andeutungen gemacht. Aber es blieb stets beim alten.

Dann, eines Tages, während sie draußen im Felde waren, sagte Jürgen geradezu, daß er fortreisen müsse, wenn er hier nicht die Wirtshaft übernehmen könne.

Anders stieß den Spaten, den er gerade zur Hand hatte, tief ins Erdreich und sagte spöttisch: „Wo willst Du denn hinreisen?“

„Reichen brauche ich hier ja wohl nicht. Aber ich habe ein Paar kräftige, junge Arme und fürchten tue ich mich nicht, Anders.“

„Eine gemietete Stube oder ein Haus ohne Land dazu, das, scheint mir, ist nicht des Prahlens wert, und zu etwas anderem reicht es doch nicht!“

„Nein Entschluß steht fest.“ — Jürgen warf mit rascher Bewegung den Kopf zurück — „und er wird auch ausgeführt!“

„So—o, wird er das, — Pteuh!“ Anders spuckte in die Hände und krümmte den langen Körper über dem Spaten.

Jeder hatte, bei nur wenigen Ellen Zwischenraum, einen Graben zu reinigen und zu vertiefen, und an diesem Vormittag schafften beide ein Stück, für das sonst ungefähr der ganze Tag draufgegangen wäre.

Beim Mittagessen zitterte Anders' Hand so stark, daß er die Suppe verschüttete. Wie sehr er sich auch zu bezwingen versuchte, zu verhindern vermochte er es nicht.

Nach der Mahlzeit breitete Jürgen die Zeitung vor sich aus; der Alte dagegen ging sofort wieder hinaus an die Arbeit. „Nun sitzt der da drinnen mitten in der Arbeitszeit und liest Zeitungen,“ murmelte er. „Das ist grad der Rechte, dem man die Wirtshaft überlassen kann, — hm! . . . Und dann wollte er versuchen, mich heute vormittag reinzulegen!“ Er lächelte halbwegs. „Nem, bester Jürgen, noch hat keiner den Anders Krage mit Schaufel und Spaten überholt, Gott sei Dank. Und dabei soll man aufs Altenteil gesetzt werden! — Pteuh!“

Anders Graben war gut vorgezeichnet, als Jürgen kam, aber dieser griff ordentlich zu und die Erdklumpen rollten so schnell von seinem Spaten, daß man deutlich seine Absicht erkannte, den Alten einholen zu wollen.

Das schien indessen unmöglich zu sein, Anders behielt ständig den Vorsprung, den er inne gehabt.

Beide handhabten mit Virtuosität den Spaten. Die aufgeworfenen Erdwälle wurden länger und länger und jeden Augenblick tauchten ein Manneskopf und ein blanker Spaten auf. Die Hände mußten es eilig haben dort unten im Graben; die Augen

Straße — ich glaub sogar, Du fürchtest Dich — mich macht sie frei und froh. Nein, wir werden nicht mehr lange beisammen bleiben. Als ich Dich im neuen Anzug sah, wußte ich es. Da warst Du ein fremder Herr geworden — warst nicht mehr unser Doktor, der unsere Wunden verbindet und gute Ratschläge gibt und unsere Dirnen heilt und den Menschen in ihnen sieht.“

„Unsere Dirnen?“ fragte Philipp.

„Nun ja — unsere — es ist ja alles eine Gemeinde — eine Glendengemeinde!“

„Du hast recht,“ antwortete ihm Philipp, „aber wollen's viele nicht anders?“

„Ach, frag doch so nicht! Hab ich's früher anders gewollt?“

„Und willst Du's jetzt anders?“

Pierre sprang auf und sah ihn an mit einem Gesicht, von dem man nicht sagen konnte, ob es beglänzt oder vergerrt war. Er grinste und war traurig zugleich.

„Das ist's ja, warum ich Dir nicht helfe, daß Du weiter kommst. Ich helfe Dir nicht, weil Du noch bei mir bleiben mußt. Ich habe noch nicht die Gewohnheit für das Neue. Ich will saubere Wäsche tragen, aber ich tät es noch nicht ohne Dich. Und wir wollen noch beisammen bleiben, bis ich es ganz so tue wie Du. Wenn ich nicht wieder werde, wie ich war. Vielleicht werde ich doch wieder so.“

Philipp wußte nicht, was er darauf erwidern sollte.

Witten — oder fordern?

Er schwieg.

„Man muß abwarten,“ sagte Pierre. „Ich weiß nicht, was besser ist. Solange ich mit Dir bin, finde ich es schöner.“

Wie ich's finde, wenn Du fort bist, das weiß ich noch nicht.“

„Es ist ja aber gar kein Grund und keine Aussicht, daß ich fortgehe.“

„Nein, aber so etwas kommt über Nacht. Das ist so.“

Er warf sich wieder aufs Bett.

„Bist Du heute müde, Pierre?“

„Müde? Ja!“ Dann nach einer Weile: „Würdest Du mit mir trinken gehen, heute?“

„Trinken?“

„Trinken! Würdest Du?“

„Nein,“ sagte Philipp.

„Gut — nein!“

„Würdest Du mit in den „Flotten Gassen“ gehen?“

„Nein!“

„Nein? Aber ich muß hinaus. Du kannst mich nicht halten, oder ich gehe ganz weg. Ich halte es nicht aus.“

Rommel!“

Philipp überlegte nicht lange. Sollte er eine Kraftprobe wagen? Gut. Entweder — oder!

„Nein, ich bleibe hier, geh Du allein.“

Er stand auf und rückte seinen Stuhl und gab ihm den Weg frei.

Pierre sprang auf.

„Komm mit!“

„Nein!“

Pierre ging an die Türe. Philipp verhielt sich ruhig.

Pierre sah ihn nicht an. Es blieb still. Pierre faßte die Rinne. Er wartete noch auf ein Wort von Philipp. Es kam nicht. Beschämt schlich sich Pierre zurück und warf sich wieder aufs Bett.

Sie blieben beide still. Die Hände unterm Kopf, starrte Pierre an die Decke. Philipp hielt den Atem ein.

So verging eine ganze Zeit.

„Sagt Du mich die ganze Zeit nicht verstanden?“ fragte Pierre.

„Doch, ich habe Dich verstanden.“

„Nein, Du hast mich nicht verstanden. Es sitzt mir etwas im Herzen, das hast Du nicht verstanden.“

„Du hast nichts davon gesagt.“

„Nicht wahr, in Euren Kreisen sagt man das — wir verschweigen das. Aber ich will es Dir sagen: heute nacht haben sie meine Schwester erstochen — auf dem Boulevard Belleville.“

Philipp erwiderte nichts. Er wußte nicht, wie er die Nachricht aufnehmen sollte. Pierre, ohne seine Schwester zu verdammen, hatte doch wohl an ihr gelitten. Er hatte sich wohl nie klare Rechenschaft über sein Gefühl gegeben. Vielleicht war er jetzt froh.

(Fortsetzung folgt.)

hatten es desgleichen. Der eine beobachtete den anderen mit hastigen Blicken.

Dann entledigten sie sich der Westen. Jürgens rotgestreifte Bluse hauchte über dem Leibriemen, aber Anders selbstgewebtes Hemd umschloß fest den hageren Körper, von doppelten Trägern der Unter- und Oberhosen festgehalten. Anders liebte es, fest in den Seilen zu sein.

Es dauerte nicht lange, da war die helle Bluse ganz dunkel am Halbe und unter den Armen vom Schweiß, und das ungebleichte Hemd ward auch bald ganz schwarz, erst unter den Hosenträgern und dann auf dem ganzen Rücken.

Sie ließen sich nicht einmal Zeit, aus den Bierflaschen zu trinken.

Im Laufe des Nachmittags ward der Abstand zwischen ihnen indessen kleiner und kleiner. Anders knirschte mit den Zähnen und sein Gesicht verzog sich bei jedem Spatenstich.

Aber es nützte ihm alles nichts. Jürgens holte ihn dennoch ein. Das Blut in den Adern des Alten pochte mit lauten Schlägen, als wolle es die Adern sprengen; der Schweiß troff ihm von der Stirn und Augenhaar und sein Körper zitterte vor Anstrengung und Mut.

Aber Jürgens überholte ihn nach und nach. Ganz allmählich und langsam schritt er in seinem vertieften Graben vor Anders vorbei.

Da senkte der fleißige Alte den Kopf und blickte Jürgens mit den tranken Augen eines Verwundeten an. Sein Antlitz verzog sich schmerzlich und um den Mund zitterte es, wie von verhaltenem Weinen. Aber nur einen Augenblick gönnte er sich Erholung. Dann warf er sich aufs neue auf die Arbeit, als gelte es das Leben.

Daheim im Hause der Familie Krage standen die Türen auf, die vom Draußehause ins Zimmer hineinführten. Aus dem gemauerten Kessel stiegen ganze Wollen von Wasserdampf auf und verbreiteten sich durch alle Räume, und die Luft war geschwängert von einem süßlich-bitteren Duft.

Neben dem Kessel stand das Kornfaß mit Malz und Hopfen, ein Strauß Barmut und eine Schicht Stroh lagen auf dem Boden. Wenn das kochende Wasser draufgegossen war, öffnete man den Zapfen, das Wasser floß durch die Kräuter und kam unten als braune Flüssigkeit wieder zum Vorschein, das in die große, im Zimmer stehende Wanne getragen ward, wo es während der Nacht gären sollte, bevor es zu Bier werden konnte.

Die Frauen gingen hin und her, jede mit ihrem Eimer. Als Kesten einmal zufällig zum Fenster hinausblickte, blieb sie stehen und rief: „Aber wie in aller Welt rosen die drauf los, da draußen. Was wohl mit denen los sein mag?“

„Ach, das wird wohl immer dasselbe sein. Jürgens hat keine Lust, hier so als Gebudeler umherzugehen,“ antwortete Marie. „Er kann sich nicht daran gewöhnen.“

„Mir scheint doch, er hat sein gutes Essen und seine Kleidung.“
„Ja, aber Jürgens hat noch andere Gedanken!“ Damit ging jede ihrer Beschäftigung nach.

Etwas später, als sie aneinander vorbeiging, sagte die Mutter: „Wohin wollt Ihr gehen?“
„Ich glaube nicht, daß Jürgens es nötig hat zu betteln!“ antwortete die Tochter.

(Fortsetzung folgt.)

Arbeit und Tuberkulose.

Vor zwanzig Jahren hat Robert Koch sein Tuberkulin der hoffenden Menschheit dargeboten. Bald folgte Behring mit seinem Serum. Man impfte und impfte. Aber nur die chemische Industrie hat dabei gewonnen, die Seuche blieb und mähte die Menschen. Das Proletariat hat tiefer den Grund der Krankheit erkannt als die Bazillenjäger. Es spricht von der Proletariatskrankheit. Daraus folgt schon, daß man die Tuberkulose ebenio wenig fortimpfen kann wie die proletarischen Lebensbedingungen überhaupt. Und jede tiefer dringende wissenschaftliche Forschung bestätigt diese schlichte Laieneinsicht. Die Tuberkulose ist kein pathologisch-chemisches, sondern ein soziales Problem. Sie liegt nicht im Blut, in den Lungen, im Knochenbau, in der Vererbung — sondern in der Tuberkulose der Arbeitsverhältnisse, die im dem menschlichen Gefäß zurückwirken.

Der bayerische Landesgewerbearzt Dr. Koelsch, einer der verdienstvollsten und einflüchtigsten Vertreter der sozialen Medizin, hat auf Grund bayerischen Materials über die Tuberkulosesterblichkeit der erwerbsfähigen Bevölkerung im Jahre 1908 die Beziehungen zwischen Arbeitsbedingungen und Tuberkulose in einer Abhandlung untersucht, deren erster Teil jüngst in dem „Archiv für soziale Hygiene“ veröffentlicht worden ist.

Koelsch weist zunächst auf die Mängel seines Versuches hin, die in der Mangelhaftigkeit des Materials und der Mühseligkeit seiner Bearbeitung begründet sind. Wenn die von ihm gewonnenen Zahlen erheblich von den bisher bekannten abweichen, so liegt dies daran, daß hier zum erstenmal das Material eines ganzen Landes vom 15. bis 70. Lebensjahre verarbeitet ist, während die meisten gewerbehygienischen Statistiken sich auf das Material der Krankenhäuser oder Krankenkassen stützen.

In allen Ländern zeigt sich unter dem Einfluß der modernen Hygiene ein allgemeiner Rückgang der Sterblichkeit und eine Erhöhung der mittleren Lebensdauer. „In dem Maße, in dem jedes Einzelindividuum im Volke, besonders der Proletariat, der Arbeiter und Kleinbürger, an den hygienischen Einrichtungen Anteil nehmen darf, in demselben Maße wird sich die Sterblichkeit in einer Nation erniedrigen, da gerade das Proletariat . . . den verschiedensten Gesundheitsstörungen in viel höherem Grade ausgesetzt ist als der intellektuell oder finanziell höherstehende Bevölkerungsteil. Von der Höhe des Kulturfortschrittes, von der Intensität der sozialen und hygienischen Fortschritte der einzelnen Staaten hängt mittelbar die Größe des natürlichen Volksverlustes ab.“

Die Todesursachen zeigen nach Art und Häufigkeit eine internationale Regelmäßigkeit. Nur die Sänglings- und Schwindsuchtsterblichkeit ist wesentlich verschieden in den Ländern — ein Beweis, daß gerade in dieser Erscheinung sich die soziale Kulturhöhe der Völker spiegelt. Am tiefsten greift die Tuberkulose in alle Lebensverhältnisse ein; und in der Zeit der Ausperrungen durch ein gewissenloses Unternehmertum werden vielleicht diese Worte eines staatlich angestellten Arztes Beachtung finden: „Nun führt unsere ganze wirtschaftliche Entwicklung zweifellos — trotz aller sozialen Fürsorge und charitativen Bestrebungen — zu einer Verschärfung der sozialen Gegenläge. Die Ausbildung zum Industriestaate, die internationalen Verkehrsabhängigkeiten und anderes bringen trotz der stannenswerten Minderung des Rationalvermögens Konjunkturschwankungen, Handelskrisen und Finanzoperationen, Streiks und Ausperrungen, welche naturgemäß gerade auf die gesundheitslichen Verhältnisse der minderbemittelten Klassen, der industriellen Arbeiter, von unheilvoller Wirkung sein müssen; denn die Folgen solcher Krisen sind Verdienstentgang oder Lohnminderung, gleichbedeutend mit der Einschränkung einer rationellen Ernährung, Wohnung und Kleidung; der Unterhalt der ganzen Familie ist reduziert, die Disposition für eine Infektion enorm gesteigert. Diese tiefgehende Verbindung mit den wirtschaftlichen Verhältnissen macht die Tuberkulose für die unbemittelte Arbeiterbevölkerung, für das Proletariat, so destruiierend (zerstörend).“

Für Preußen sind die Verluste an Arbeitsverdienst und Krankenkosten, die allem aus der Tuberkulose hervorgehen, auf 86 Millionen Mark berechnet worden. Koelsch hält diese Zahl für viel zu niedrig. Durch frühzeitige Invalidität sind in neun Jahren in Deutschland 1 842 413 Arbeitsjahre verloren gegangen, davon entfallen rund 289 210 Jahre auf Tuberkulose. 72 Prozent der an Tuberkulose Sterbenden stehen in erwerbsfähigem Alter! Diese wenigen Zahlen kennzeichnen zur Genüge die rein volkswirtschaftlichen Verluste, die die Schwindsucht verurteilt.

Eine Minderung der Tuberkulose ist eingetreten; ihre spezifische Bekämpfung durch Belehrung, Meldepflicht, Heilstätten usw. ist nicht ohne Erfolg geblieben. Aber Koelsch hebt mit Recht hervor, daß es verfehlt wäre, die Besserung nur auf diese Maßnahmen zurückzuführen. In England ist die Verminderung vor der bakteriologischen Ära eingetreten, in den Jahren 1853—1882 — infolge der sozialen Hebung der Arbeiterklasse. Auch in Deutschland ist der Rückgang der Sterblichkeit an Tuberkulose auf solche Ursachen zurückzuführen. Und die Weichenarbeit der sozialen Fortschritte spiegelt sich in der Geringfügigkeit dieser Besserung: Es starben in den Jahren 1898—1902 an Tuberkulose von 10 000 Einwohnern 21,1, 1907 18,43. In England sind die Verhältnisse günstiger. In England starben in der Altersklasse von 15—60 Jahren von 10 000 Lebenden (in den Jahren 1891—1900) 22 (darunter Lungentuberkulose 20,2), in Deutschland 29 (Lungentuberkulose 27,7). „Der Grund dieser geringen Tuberkulosesterblichkeit in England liegt zunächst in der fortschreitenden Hebung der wirtschaftlichen Lage des gesamten Arbeiterstandes, dann in den Wirkungen des zum Teil ziemlich einschneidenden Gesundheitsgesetzes vom Jahre 1875/1891, endlich hauptsächlich in den günstigeren Wohnungsverhältnissen der englischen Arbeiter.“ Koelsch übersieht eine wichtige Ursache: Die billigere, reichlichere und bessere Ernährung im zollfreien England!

In Bayern ist die Zahl der an Tuberkulose Gestorbenen (auf 10 000 Lebende) von 30,43 in den Jahren 1888/1903 auf 24,88 im Jahre 1908 gesunken. Bayern steht ungünstiger da als das Reich. Nimmt man nur das produzierende Alter (von 15—60 Jahren), so ergibt sich für die Lungentuberkulose im Reich 23, in Bayern 37. Im Gegensatz zum allgemeinen Rückgang steht aber die Zunahme der kindlichen Tuberkulose im Alter von 1—15 Jahren. Die Infektion im schulpflichtigen Alter ist ungeheuerlich. Für München ergaben die Untersuchungen, daß 50 und 60 Prozent aller Kinder tuberkulös angesteckt war, für Wien gar 71 und 94 Prozent. „Diese erschreckenden Daten entstammen einem Untersuchungsmaterial, welches sich gerade aus den ärmeren . . . Kreisen rekrutierte. Kontrolluntersuchungen haben ergeben, . . . daß nicht alle Gesellschaftsklassen in gleichheitlicher Weise infiziert sind, daß vielmehr gerade die in ungünstiger hygienischer und finanzieller Lage befindlichen Bevölkerungsschichten weitaus intensiver befallen sind als die gut situierten, daß man um so erschreckendere Zahlenreihen erhält, je tiefer unten in der sozialen Schichtung man seine Untersuchungen anstellt.“

In Düsseldorf waren die Kinder von ungelerten Arbeitern zu 53,3 Prozent, von Handwerkern zu 39 Prozent, von kleinen Beamten zu 7,5 Prozent, die Kinder aus diebstöhligen Familien zu 61,1 Prozent infiziert! Koelsch hält daher den Ausdruck „Proletariatskrankheit“

für zutreffend, steigerte sich doch die Zahl infizierter Kinder, die aus Proletarierfamilien mit offener Tuberkulose stammten, auf 95 bis 100 Prozent! Untersuchungen bei Kindern wohlhabender Eltern ergaben dagegen, daß von 105 Kindern (einer ärztlichen Privatpraxis mit reicher Kundschaf) nur 4 tuberkulös infiziert waren, darunter 2 durch ein Dienstmädchen!

Die Schwindsucht ist daher recht eigentlich eine Kinderkrankheit, deren Ausbruch im späteren Alter dann durch die Lebensbedingungen gefördert oder gehemmt wird. „Alle Momente, welche den Körper zu Schwächen imstande sind — aufreibende Arbeit, physische Störungen jeder Art, Unterernährung, unhygienische Wohnung, seelische Bedrückung, Erzfesse verschiedener Art (Trunksucht) — bereiten dem Andringen der Tuberkelbazillen günstigen Boden. Diese Schädlichkeiten kommen aber bei den auf ihrer Hände Arbeit angewiesenen Personen in besonderer Nähe zur Geltung, sie sind aufs innigste verknüpft mit der Berufstätigkeit, sei es als direkte, spezifische Berufsgefahr, oder als Folge aufreibender Arbeit, oder mangelnder Entlohnung.“

Der Proletarier ist von Geburt an durch die Tuberkulose bedroht. Schon als Kind nimmt er im elterlichen Heim oder in der Schule die Krankheitskeime auf. Bei der Berufswahl wird auf seine körperliche Eignung nicht die genügende Rücksicht genommen. „Unzählige Angehörige der arbeitenden Bevölkerung haben sich einen Beruf gewählt, welchem ihre körperliche Kraft nicht gewachsen ist.“ Die Arbeit selbst nützt in vielen Berufen den Körper frühzeitig ab, stumpft den Geist, schwächt den Gesamtorganismus, besonders das Herz, damit aber die Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten. Koerlich beruft sich auf Rudners Wort: „Arbeit macht älter, nicht nur im Äußern, in ästhetischer Hinsicht, sondern auch im ganzen Aufbau des Körpers; nicht das Lebensalter ist hierfür bestimmend, sondern die Konjunktion, die trotz genügenden Stoffes mit der schweren Arbeit einbergeht.“ Auch wo die Arbeit nicht schwer ist, wirkt die lange Dauer schädigend. Ermüdung ohne ausgiebige Ruhe macht den Körper widerstandsfähig. Die Unfallgefahr hat gleichfalls Bedeutung für die Tuberkulose. Endlich der Einfluß seelischer Stimmungen. „Sorgen aller Art, vielleicht familiärer Unfriede, sind häufige Begleiter; der ganze Lebensinhalt konzentriert sich auf die Arbeit, um die Mittel zu einer oft kargen Ernährung und Erhaltung der Familie zu gewinnen. Bei unseren industriellen Arbeitern kommt das Gefühl einer relativen Ungewißheit hinzu, die Gefahr . . . arbeitslos und dem Hunger preisgegeben zu sein. Wenn die kurzen Honigwochen der jungen Arbeiterehe abgelaufen sind, wenn Kinder die bisher mitverdienende Frau aus Haus fesseln und den Ausgabeposten vergrößern, wenn der Verdienst des Vaters kaum genügt zu einer dürftig ausgestatteten Behausung und karglichen Ernährung — dann werden eine heitere Lebensauffassung und Lebensfreude selten zu Gaste kommen. Dazu tritt die täglich wiederkehrende hastige und monotone Arbeit in den reizlosen Fabrikräumen, inmitten lärmender Maschinen, welche bei der . . . Arbeitsteilung . . . die Freude am geschlossenen Ganzen, das Gefühl der Befriedigung über das Werk seiner Arbeit beim industriellen Arbeiter nicht mehr aufkommen“ läßt. Auch dieser seelische Druck wirkt verhängnisvoll auf den Körper ein.

Schlechte Entlohnung, das Arbeiten in geschlossenen überfüllten Räumen, ohne die Heilwirkung des direkten Sonnenlichts, die gebückte Körperhaltung in vielen Berufen, die Temperaturunterschiede, Staub und Rauch, — schlimmer noch als in der Großindustrie im Handwerk und namentlich der Heimarbeit! — alles dieses sind die wirklichen Erreger der Schwindsucht. Auf den Flügeln der Arbeit naht der Tod!

Kleines feuilleton.

Aus der Vorzeit.

Festungsanlagen der jüngeren Steinzeit. Noch vor kurzer Zeit hätte man in prähistorischen Fachkreisen das Vorhandensein von Festungsbauten der jüngeren Steinzeit für ein Ding der Unmöglichkeit erklärt, weil Schanzarbeiten größeren Umfangs mit den primitiven Werkzeugen der Steinzeit nicht zu bewältigen seien. Aber in den letzten zehn Jahren sind eine ganze Anzahl fortifikatorischer Anlagen unzweifelhaft neolithischen Alters, teilweise von riesiger Ausdehnung aufgedeckt und untersucht worden. Die wichtigsten davon — bei Lenghel in Ungarn, auf dem Michelsberg bei Untergrombach in Baden, bei Urniz im Neuwieder Weiden am Rhein, bei Mayen in der Eifel, zwei kleinere in der Nähe von Heilbronn und eine sogar auf klassischem Boden, der sogenannte Burg- hülgel von Dimini in Thessalien — beschreibt H. Lehner in der „Prähistor. Zeitschrift“. Ein großer Teil dieser Festigungen ist auf die Ebene oder auf einer erhöhten, vor Ueberschwemmungen geschützten Stelle, die einen freien Ueberblick über die Umgebung gewährt. Eigentümlich ist ihnen eine auffallende Uebereinstimmung in der Form und Art der ganzen Anlage. Der Grundriß ist elliptisch und weist zwei oder mehr Reihen konzentrischer Hindernisse auf; außen Gräben, bis zu zwei Meter tief und acht Meter breit, mit Wallanlagen, im Innern Palisadenwände, von denen sich überall mehr oder weniger deutliche Spuren erhalten haben. Die in der Ebene gelegenen Befestigungen weisen eine ungewöhnlich große Anzahl von Eingängen auf, die ehemals durch Berrammungen, Lore oder auch

Türme besonders geschützt waren. Das hängt zusammen mit dem ganzen Zweck der Anlage. Wir müssen nämlich unterscheiden zwischen befestigten, ständig bewohnten Ansiedlungen und sog. Fliehburgen, die nur im Falle der Not benutzt wurden. Jene weisen nur wenige, dem regelmäßigen Straßenverlehr dienende Tore auf; die Reste fester Ansiedlungen und die Grabstätten befinden sich bei ihnen innerhalb des umschänzten Ringes. Bei den Fliehburgen lagen die Ansiedlungen außerhalb verstreut. Nahte ein Feind, so nutzten sie die ringsumwohnende Bevölkerung nebst ihrer beweglichen Habe so rasch als möglich aufzunehmen können. Daher die vielen Eingänge. — Diese Festungsbauten zeigen, welchen hohen Grad der Entwicklung die Völker der jüngeren Steinzeit schon erreicht haben mußten, um trotz ihrer primitiven Steinwerkzeuge — plumpe, schwer handliche Steinhaden sind in großer Anzahl gefunden worden — so gewaltige Anlagen zu schaffen. Diejenige von Urniz z. B. hat einen Durchmesser in der Länge von 1275, in der Breite von 840 Metern; 40 000 Kubikmeter Erde mußten zur Schaffung der Gräben entfernt werden. Das setzt auf jeden Fall ein Zusammenwirken vieler Kräfte voraus und eine schon weit vorgeschrittene Organisation der Bevölkerung. — Die neolithischen Festungsanlagen, soweit sie bis jetzt bekannt sind, stammen aus dem älteren Abschnitt der jüngeren Steinzeit, der Pfahlbauperiode. Ob sie in den späteren Ringwällen ihre Fortsetzung gefunden haben, ist vorläufig noch zweifelhaft. Sie weisen aber augenscheinlich eine ganze Anzahl Parallelen auf mit solchen, die wir aus der griechischen frühgeschichtlichen Zeit kennen, was erneut einen engen Zusammenhang der prähistorischen Rhein- und Donaukultur mit dem griechisch-kleinasiatischen Kulturkreis wahrscheinlich machen würde.

Anatomisches.

Die Asymmetrie des menschlichen Körpers. In der Pariser Akademie der Wissenschaften wurden in der Sitzung vom 3. Oktober die Resultate einer ausführlichen Arbeit bekannt gegeben, die Paul Gobin der normalen Asymmetrie (Ungleichmäßigkeit) der oberen und unteren Gliedmaßen des Menschen widmet. Seit mehr als 10 Jahren beschäftigt sich der Gelehrte mit dieser Frage, die er auf Grund eines umfangreichen statistischen Materials nach ihrer Gesetzmäßigkeit zu beantworten sucht. Danach sind im Alter von 13 Jahren der rechte Oberarm und Unterarm länger und stärker als der linke Ober- und Unterarm. Dagegen übertreffen der linke Schenkel und das linke Bein den rechten Schenkel und das rechte Bein an Stärke; es besteht also eine wechselweise Asymmetrie. Diese Asymmetrie nimmt vom 15. bis zum 18. Jahre immer mehr zu. — Sie ist zu erklären aus den verschiedenen Funktionen dieser Körperteile, denn der Mensch ist fast immer Rechtshänder, wodurch die stärkere Ausbildung des rechten Armes erklärt wird; andererseits verrichtet während des Gehens die linke untere Extremität eine größere Arbeit als die rechte, woher die stärkere Ausbildung des linken Beins sich erklärt. Bei Linkshändern ist die umgekehrte Entwicklung zu konstatieren. Gobin erklärt es für vorteilhaft, bei Kindern und in den Entwicklungsjahren Vegriffenen die Tätigkeit beider Hände auszubilden, um damit der von der Natur vorgezeichneten Asymmetrie zu begegnen. Ganz läßt sich jedoch diese Ungleichmäßigkeit der Entwicklung nicht ausgleichen, denn auf Grund der Vererbung sind schon bei den Neugeborenen die Knochen der rechten oberen Extremität besser entwickelt als die entsprechenden Knochen der linken Seite.

Hygienisches.

Die Kleidung im Herbst. Recht beachtliche und zeitgemäße Betrachtungen über „die Kleidung im Herbst“ finden wir in den Blättern für Volksgesundheitspflege“. Darin wird darauf hingewiesen, daß in unseren Klimaten gerade die Uebergangszeiten, Frühling und Herbst, ganz besonders zu Erkältungen geneigt seien. Nicht in letzter Linie ist daran Unvorsichtigkeit in der Kleidung die Ursache. Zu wenig wird der starke Gegenatz beachtet, der zwischen den heißen Mittags- und kühlen Morgen- und Abendstunden besteht, man sitzt wohl gar abends ohne Ueberzieher im Freien und in den Vorgärten, und vor allem die Frauen und Kinder wechseln oft zu spät die leichte Sommerkleidung. Die dünnen Blusen aus Battist und ähnlichen Stoffen geben keinen Wärmeschutz, während doch die gerade häufig blutarmen Frauen und Mädchen dieses Schutzes ganz besonders bedürfen; dasselbe gilt von den Kindern mit Bezug auf die törichte Sitte, sie mit bloßen Beinen gehen zu lassen. Durch dieses letztere wird nicht Abhärtung erzielt, vielmehr die Erkältung gefördert, der kindliche Körper einem zwecklosen Wärmeverlust ausgesetzt. Erkältungen und Erkrankungen vorzubeugen, soll hauptsächlich die Oberkleidung dienen, nicht die Unterkleidung, die im Zimmer und Freien stets die gleiche ist, abgesehen von den Strümpfen, da kalte Füße leicht zu Schnupfen und Katarrhen führen und daher schon frühzeitig wollene Strümpfe benutzt werden sollen. An Stelle des dünnen Sommergewandes soll im Herbst ein nicht zu bides Oberkleid treten, der sogenannte Sommerüberzieher muß unser Begleiter werden, da auch in den Tagesstunden im Schatten oft eine recht unangenehm sich bemerkbar machende Kühle herrscht. Dann wird mancher Erkältung vorgebeugt werden, wenn die Vorsicht in der Kleidung die ihr gebührende Stellung einnimmt.